

**„Ich bin auf einen verlorenen Posten
gestellt worden“
Amalia Schoppe zum 150. Todestag**

Von Hargen Thomsen

I.

Als ich eben ausgehen wollte, kam Herr Dr. Friedrich Hebbel. Weißhaarig, blauäugig, norddeutsch, schwungvoll und nachdrücklich redend, mit bezeichnenden Gebärden, – eine merkwürdige Erscheinung! Der Mann gefiel mir auf den ersten Blick, und mit jedem Worte, das er sagte, gefiel er mir mehr. Wir sprachen zuvörderst über die öffentliche Lage der Dinge, über Österreich, Preußen, – und stimmten außerordentlich überein. Es that mir wohl, besonders nach den gestrigen Gesprächen, einen Mann so freien Geistes, so muthigen Herzens, so weiten Ueberblicks zu hören! [...] Ueber Amalia Schoppe, mit inniger Theilnahme und Achtung. Vorzüge von Wien, von Oesterreich, wieso die Aufnahme von ganz Oesterreich in den deutschen Bund wünschenswerth. Ueber den Fürsten Friedrich von Schwarzenberg, der richtig sieht aber falsch fühlt. – Ueber Hebbel's ‚Judith‘, die nach einer neuen Bearbeitung aufgeführt wird, nicht wie ich sie gestern gedruckt gelesen.¹

So notierte am 19. Juli 1851 in Berlin Karl August Varnhagen von Ense in sein Tagebuch, der berühmte Mann einer noch berühmteren Frau, Rahel Varnhagen geb. Levin (1771–1833), im 19. Jahrhundert allgemein nur Rahel genannt, die große romantische Briefschreiberin und Salondame. Hebbel seinerseits begleitete seine Frau auf einer Gastspielreise nach Berlin und nutzte die Gelegenheit sich Varnhagen vorzustellen.

Eigentlich ist es überraschend, daß die beiden so gut miteinander auskommen, denn persönlich haben sie kaum etwas gemein. Der eine ist zu diesem Zeitpunkt 66, der andere 38; der eine ist von Jugend auf gewöhnt, sich in der Gesellschaft von Dichtern, Generälen und Prinzen zu bewegen, der andere verbringt seine Kindheit auf Kornfeldern und in dumpfen Schreiberstuben; der eine ist Offizier in den Befreiungskriegen und Diplomat am Wiener Kongreß, der andere bewundert Napoleon und beginnt sich

erst für Politik zu interessieren, als er in der Revolution von 1848 gewaltsam darauf gestoßen wird; der eine ist Geheimer Rat und Träger des Pour le Mérite, der andere hat mühselig gerade mal einen Dokortitel ergattert; der eine kann es sich leisten, aus dem diplomatischen Dienst auszuschneiden, als die politische Richtung ihm nicht mehr behagt, und als freier Schriftsteller in Berlin zu leben, der andere erreicht eine solche Unabhängigkeit erst nach langen Hungerjahren, zermürenden Kämpfen und mit Unterstützung seiner Frau; der eine ist preußischer Patriot bis auf die Knochen, allerdings in Düsseldorf geboren und in Hamburg aufgewachsen, der andere fühlt sich in der Kaiserstadt Wien schon ganz zuhause, behält aber trotzdem sein Leben lang den dänischen Paß; der eine ist ein Gesellschaftsmensch und Homo politicus, der andere ein Einzelgänger und Ästhet.

Trotz all dieser Unterschiede verstehen sie sich an diesem Tag blendend, weil sich beide in einer kulturell und politisch beengten Welt geistige Freiheit bewahrt haben. Und weil sie eine gemeinsame Bekannte haben! Zwischen all den politischen Tagesaktualitäten, die Varnhagen und Hebbel verhandeln, zwischen der Diskussion über klein- oder großdeutsche Lösung, der Beurteilung des österreichischen Regierungschefs Schwarzenberg und Bemerkungen über Hebbels *Judith*, die in Berlin mit Christine in der Titelrolle aufgeführt wird, sticht der Name ‚Amalia Schoppe‘ seltsam heraus – und fast noch mehr sticht ins Auge, daß Hebbel „mit inriger Theilnahme und Achtung“ über sie gesprochen habe. Jeder, der nur oberflächlich mit Hebbels Biographie vertraut ist, weiß, welche Rolle die Schriftstellerin in seinem Leben gespielt hat, daß sie es war, die ihn 1835 mit Hilfe eines kleinen Stipendiums nach Hamburg geholt und dadurch möglich gemacht hatte, daß aus dem Wesselburener Schreiber der Dichter, Dramatiker und Tagebuchschreiber wurde, den wir kennen. Jeder, der soviel weiß, wird sich aber auch erinnern, daß die Beziehung fünf Jahre später in Streit und Zank endete, mit einem Knall sozusagen und einem „Memorial“ genannten Abrechnungsbrief vom 25. Mai 1840, der in der kritischen Briefausgabe stolze 16 Seiten einnimmt (WAB 1, 330–346 – den kritischen Apparat nicht mitgerechnet). Kleinliches Gezänk, das zum rechthaberischen Prinzipiensteit aufgeblasen und quasi vor den Gerichtshof der Menschheit gezerrt wird; Zorn und

Erbitterung auf beiden Seiten, man lebte in der gleichen Stadt und ignorierte sich doch über Jahre hinweg, verkehrte nicht mehr in den gleichen Häusern und mit den gleichen Bekannten. Nach einem solchen Bruch und solchen Verletzungen, die man sich gegenseitig beibringt, scheint es unmöglich, daß es je wieder einen Kontakt gegeben haben könnte. Dennoch war es gerade der stolze und unversöhnliche Hebbel, der Jahre später, ohne daß er es wirklich nötig gehabt hätte, wieder die Hand zur Versöhnung ausstreckte.

Was nun Varnhagen angeht, so kannte er die Schoppe seit 1809, als sie noch Amalia Weise war, eine junge, 17jährige Hauslehrerin in Hamburg, ungewöhnlich gebildet, ungewöhnlich reif und ungewöhnlich selbständig, eine merkwürdige Erscheinung, die jedem auffiel, weil sie stark abstach von den üblichen wohlgezogenen jungen Damen der Zeit, die nur ein bißchen sticken, ein bißchen singen und ein bißchen gut aussehen mußten und ihre Tage damit verbrachten, auf eine Gelegenheit zur Heirat zu warten. Sie war mit Varnhagens Schwester Rosa Maria befreundet, die 1816 den jüdischstämmigen Arzt David Assur heiratete, der sich nach seiner Taufe Assing nannte – derselbe Assing, der 1839 den aus München zurückgekehrten und an Lungenentzündung erkrankten Hebbel behandelte und ihm buchstäblich das Leben rettete (vgl. T 1620, WAB 1, 302f.). Varnhagen selbst hat nie eine Auseinandersetzung von gleicher Heftigkeit wie Hebbel mit ihr gehabt, war allerdings auch nicht in vergleichbarer Weise von ihr abhängig.

Hebbel und Varnhagen, zwei Männer aus zwei verschiedenen Generationen und zwei verschiedenen literarischen Epochen, gänzlich verschiedenen Charakters, Temperaments und Talents, beide aber einig in dem Respekt für eine Frau, die sie zu gänzlich verschiedenen Zeiten ihres Lebens gekannt haben – und von der beide wissen, daß sie zu dem Zeitpunkt, da sie sich über sie unterhalten, mitten auf dem Atlantik schwimmt, unterwegs in Richtung Amerika. Sie hatte sich am 1. Juli 1851 in Hamburg an Bord der ‚Franklin‘ eingeschifft und kam sieben Wochen später in New York an. „Es duldet mich nicht länger in dem verwitterten und verfaulten Europa, und mit den letzten Atemzügen will ich die Freiheit in mich einsaugen, für die ich lebte, strebte und litt“,²

schrieb sie an Justinus Kerner, den schwäbischen Arzt, Spiritisten und Dichter, einen weiteren Freund aus Jugendtagen. Ihre letzten Atemzüge würde sie in der Tat in Amerika tun, in der Stadt Schenectady im Staat New York, und ihr Grabstein auf dem dortigen Vale Cemetary zeigt ihre Lebensdaten: 9. Oktober 1791 bis 29. September 1858.

Der Ruhm der einstigen Erfolgsschriftstellerin verblaßte bald, und nur die Rolle, die sie in Hebbels Biographie spielt, sicherte ihr ein kleines Stückchen Unsterblichkeit und einige Zeilen in den Enzyklopädien. Daß sie aber doch mehr war, als die „gutherzige, wenn auch philiströs-beschränkte Gönnerin des jungen Hebbel“,³ verrät nur ein genauerer Blick auf dieses Frauenleben zwischen Aufklärung, Romantik, Biedermeier und Realismus. Anlässlich ihres 150. Todestages scheint es dafür an der Zeit, und sicher ist das Hebbel-Jahrbuch auch der richtige Ort dafür.

II.

Das Leben der Amalia Schoppe war, innerlich wie äußerlich, ein ständiges Schwanken zwischen den Extremen, ‚from rags to riches‘ und wieder zurück, zwischen Behütetsein und Unbehaustheit, zwischen der Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft und der völligen Enttäuschung solcher Hoffnungen, zwischen philiströser Bürgerlichkeit und existentieller Heimatlosigkeit, zwischen nüchternem Rationalismus und ausschweifender Empfindsamkeit, zwischen ungeheurer Willenskraft und völliger Verzagtheit, zwischen skriptomaner Arbeitswut und resignativer Selbstkritik, zwischen Auflehnung gegen und Anpassung an die Grenzen, die einer Frauenexistenz im 19. Jahrhundert gesetzt war, im Ganzen: eine ständige Gratwanderung auf einem sehr schmalen Pfad, und nicht ohne Abstürze in die eine oder andere Richtung.

Kein Wunder, daß vielen Zeitgenossen dieses Schwanken als Charakterlosigkeit erschien, und wenn Hebbel ihr vorwirft, „daß Ihre Urtheile über Menschen in steter Vibration begriffen sind“, und daß Sie dabei „schnell und kühn [...] von Extrem zu Extrem überspringen“ (WAB 1, 341), entspricht das sicher der Wahrheit, aber ebenso forderte auch sie selbst extreme Urteile heraus. Varn-

hagen (der einer der größten Handschriftensammler aller Zeiten war und ein großes Konvolut von Amalias Briefen aus dem Nachlaß seiner Schwester übernommen hatte) hat zwei solcher Urteile überliefert, von ihm selbst abgeschrieben, leider unvollständig und leider ohne Kennzeichnung des Urhebers. In dem einen wird sie für ihre „geistreiche Lebendigkeit“ und „aus dem Herzen kommende Freundlichkeit“ gelobt:

Neben einer Güte und Aufopferung für ihre Freunde, wie man sie nur bei Frauen finden kann, besitzt Amalia eine Tüchtigkeit und Gewandheit in Geschäftssachen, mit der sie manchen Mann beschämen könnte. Alle Verhältnisse des Buchhandels weiß sie zu übersehen und hat nicht bloß jungen Schriftstellern Verleger verschafft, sondern auch manchem Familienvater durch ihren Eifer eine anderweitige Anstellung und Versorgung erwirkt.

In dem zweiten Fragment findet sich eine sarkastische Schilderung ihres wankelmütigen Charakters:

Ich könnte von vorn herein jeden Menschen bedauern der ihr Freund ist und ihm sagen: ‚Du Armer, Du thust mir leid weil Dir diese Frau so gewogen ist, denn gerade deshalb wird nächstens auch die Reihe an Dich kommen daß sie Dir kein gutes Haar mehr läßt und Dich zum Scheusal ernennt!‘ – – Außerdem ist man noch anderweitigen Verdrießlichkeiten ausgesetzt wenn man Amaliens Freund ist, denn sie ist dafür bekannt daß sie gerade aus Zuneigung die dümmsten Streiche begeht und mit ihrem gränzenlosen Leichtsinne einen in die mißlichsten Verwicklungen führt.

Beide Urteile, so parteiisch sie auch sein mögen, haben ihr Wahres. Wahr ist sicher, das nicht alle ihre gutgemeinten – und manchmal auch unerwünschten – Hilfsmaßnahmen und Handreichungen von Erfolg gekrönt waren, oder sogar ins Gegenteil ausschlugen. So gab sie z. B. 1837 ihre gutgehende Jugendzeitschrift *Iduna* an Eduard Janinski ab, Hebbels glücklosen Hamburger Freund – und dieser wirtschaftete sie in einem Jahr so weit herunter, daß sie eingestellt werden mußte. Eine Großzügigkeit also, die sich nicht rentierte, aber nichtsdestotrotz eine vollkommen selbstlose Großzügigkeit.

Wahr ist auch, daß sie mit vielen derjenigen, die sie zunächst zu unterstützen versuchte, später in Streit geriet. Hebbel ist da wahrhaftig nicht der einzige Fall, ihr Lebensweg ist geradezu gepflastert mit solchen Mißhelligkeiten und mit Bekanntschaften, die zu Feindschaften wurden. Aber dasselbe gilt ja auch für Hebbel, dessen Biographie ebenfalls durchsetzt ist mit Streitigkeiten und gro-

ßen Abrechnungen; das ‚Memorial‘ an Amalia Schoppe steht da für ein bestimmtes Verhaltensmuster, menschliche und tiefpersönliche Konflikte auf pseudojuristische, das Persönliche gerade verleugnende Weise aus der Welt schaffen zu wollen. Was die Heftigkeit des Temperaments angeht, waren die beiden sich durchaus ebenbürtig, und es ist schade, daß Amalias Antwort auf Hebbels große Anklageschrift sich nicht erhalten hat. Daß es eine solche Antwort gegeben hat, ergibt sich aus einem Begleitbrief an einen unbekanntem Adressaten vom 8. Juni 1840, und in diesem spricht sie davon, daß Hebbel „noch weit empfindlicher gegen Beleidigungen ist, als ich es bin“. Das trifft den Nagel allerdings auf den Kopf, und selbst wenn man davon ausgeht, daß alle im ‚Memorial‘ geschilderten Umstände exakt der Wahrheit entsprechen, so fällt es dennoch schwer zu glauben, daß er stets nur der passiv leidende Teil gewesen sein sollte, als der er sich dort darstellt.

Andererseits gibt es in Amalias Leben auch Freundschaften, die ein Leben lang Bestand hatten und manche Konflikte und lange äußere Trennungen überstanden, etwa die zu Justinus Kerner oder zu den Assings, und gerade die letztere überspannt sogar zwei Generationen und überträgt sich nach dem Tod von Rosa Maria (1840) und David Assing (1842) bruchlos auf die Töchter der beiden, Ottilie und Ludmilla Assing, und der Nachruf, den Ottilie Assing 1858 geschrieben hat, ist von warmherziger, beinahe schon kindlicher Sympathie gekennzeichnet und verteidigt noch einmal die Freundin gegen die altbekannten Vorwürfe:

Ihr ganzes Wesen war gleichsam in großen, weiten Umrissen angelegt, und Alles in ihr war unmittelbar, frisch und ursprünglich. Güte und Wohlwollen waren hervorstechende Züge in ihr, und zwar eine thätige, ausdauernde und aufopfernde Güte, welche sie vor keiner Anstrengung zurückschrecken ließ, wenn es in ihrer Macht stand Andern hülfreich zu sein. Obgleich einzig auf sich selbst angewiesen und mitunter im Kampf mit den Verhältnissen begriffen, gelang es ihr öfters, denen, an welchen sie Interesse nahm, durch Rath und tätigen Beistand entscheidende Dienste zu leisten. [...] Ihr praktischer Sinn, ihre Umsicht und Energie ließen sie in vielen schwierigen Fällen Rath und Hülfe finden, und Menschen aus allen Classen der Gesellschaft nahmen häufig ihre Zuflucht zu ihr. [...] Gut, arglos und vertrauensvoll wie sie war, außerdem von der Natur zum Enthusiasmus geneigt und leicht gewonnen, ist es kein Wunder, daß ihre Güte häufig genug mißbraucht und mit Undank belohnt wurde, und daß sie mitunter in Mißhelligkeiten mit Menschen gerieth, welchen sie die größte Hinwendung bewiesen hatte. Von

Feindlichgesinnten wurde ihr dies häufig als Unbeständigkeit und Charakterlosigkeit ausgelegt; jedoch sehr mit Unrecht, denn allen ächten Freunden die ihrer Liebe würdig waren, bewahrte sie durchs ganze Leben eine warme unwandelbare Zuneigung, und in jenen Fällen, wo später Zerwürfnisse eintraten, waren sie gewöhnlich nur die natürlichen, unvermeidlichen Folgen zu rasch gefaßten Vertrauens. Hatte sie aber einmal Gemeinheit, Lüge oder Affectation als Grundzüge von Menschen erkannt, so war sie viel zu wahr, zu entschieden und offen um ihre Empörung nicht unverhohlen auszusprechen, und keine Rücksicht konnte sie dann bestimmen ein bloßes Scheinverhältniß fortbestehen zu lassen.⁴

Hebbel hatte, nachdem einige Jahre vergangen waren, wohl auch kein ganz reines Gewissen ihr gegenüber. Als Eduard Janinski sich 1847 einmal wieder bei ihm meldet, nutzt er die Gelegenheit sofort, sich nach ihr zu erkundigen:

Wie steht es mit der Doctorin A. Schoppe? Ich kann Dir nicht verhehlen, daß ich nur mit tiefem Schmerz an sie denke und, wo ich kann, Nachrichten über sie einzuziehen suche [...]. Seitdem habe ich unendlich oft an sie gedacht. Man schreitet in der Bildung vorwärts mit den Jahren und was man früher nicht begriff, wird Einem später oft unendlich klar. Wer erführe es nicht jeden Tag, daß die menschliche Natur äußerst einseitig ist, aber wie lange währt es, bis man erkennt, daß sie das mit Nothwendigkeit ist! [...] Wer dieß erkannt hat, den wird keine Leidenschaftlichkeit mehr überraschen. Und was war ihr vorzuwerfen, als diese? (WAB 1, 967)

Man könnte sagen, Hebbel hatte seine einstige Kontrahentin in sein tragisches Weltbild von der notwendigen Einseitigkeit des Individuums integriert. Typisch für ihn, daß er persönliche Verhältnisse und Probleme ins Abstrakt-Allgemeine stilisiert! Aber man spürt in diesen Worten auch echte Anteilnahme, und diese machte es ihm möglich, ihr 1848 einen Versöhnungsbrief zu schreiben (WAB 1, 1034f.) und sie im Sommer 1850 persönlich in Hamburg aufzusuchen. „Wie immer“ sei sie gewesen, notierte er knapp in sein Tagebuch (T 4767) – worunter man sich nichts oder alles denken kann.

Im selben Sommer war übrigens auch Varnhagen in Hamburg (die beiden Männer hätten sich also schon dort begegnen können), lief „in Sturm und Regen den weiten Weg zu Amalia Schoppe auf dem [Stadt-]Deich“⁵ und fand sie „in edler Gesinnung und segensvoller Thätigkeit“⁶ wie er an Kerner schrieb.

Soviel zu Amalias Charakter, „bewundert viel und viel gescholten“, um mit Goethes Faust zu sprechen. Im Folgenden soll ein

kurzer Überblick über ihr Leben versucht werden, ohne auf allzu viele Abwege zu geraten, was bei der Reichhaltigkeit des zur Verfügung stehenden Materials allerdings schwer durchzuhalten sein wird.

III.

Emerentia Catharina Amalia Sophia Weise⁷ wurde am 9. Oktober 1791 in Burg auf Fehmarn geboren, als erstes Kind eines aus Thüringen stammenden Arztes, der mit 19 Jahren promoviert und mit 21 geheiratet hatte. Der Geburtsname der Mutter ist Hammer – „daher kann ich nicht gut Ambos sein“,⁸ wie sie einmal selbstbewußt bemerkte. Die Angehörigen gehörten alle zum gebildeten, aufgeklärten Bürgertum und waren Geistliche, Juristen oder Verwaltungsbeamte. Der Probst Hammer, den Hebbel in T 1614 erwähnt, war ihr Onkel. Der Vater war die zentrale Figur ihrer frühen Kindheit, die erste und vielleicht größte Liebe ihres Lebens:

Es konnte wohl kaum ein glücklicheres Kind geben, und gewiß nie ein geliebteres, als sie war. Auf alle Weise durfte sie sich regen und bewegen, und wie es ihr vergönnt war, ohne Furcht wegen eines zerrissenen oder beschmutzten Kleides die kleinen Glieder im Springen und Klettern zu üben, so durfte sie auch frei die geistigen Fühlhörner ausstrecken und jede Frage wurde ihr mit Liebe von dem herrlichen Vater beantwortet, immer war dieser bemüht, sie zu belehren, zu erfreuen.

Auch war ihr leibliches, wie ihr geistiges Gedeihen außerordentlich; alle ihre Kräfte wurden gleichmäßig geübt; sie durfte auf dem Baum so hoch hinaufklettern, als sie es vermochte; sie übte, unter der Aufsicht des Vaters sich im Schwimmen im Meere; sie machte an seiner Hand weite Wege, ohne müde zu werden; sie konnte den stärksten Frost vertragen und die brennendste Sonnenhitze; sie war nie krank, nie verstimmt: sie war ein glückliches Kind!⁹

Der frühe Tod des über alles geliebten Vaters 1798 muß für das Kind traumatisierend gewesen sein. Mit dem Glück ist es vorbei, und die nächsten Jahre bringen Armut, Hunger und geistige Verwahrlosung. Die Mutter kann sie nicht bei sich behalten und gibt sie an einen entfernten Verwandten in Hamburg, einen Onkel, der sich als verlotterter Säufer und Lüstling entpuppt, das wahre Zerr-

bild eines Aufklärers, der das Kind nach den Methoden aus Rousseaus *Emil* erziehen will:

Der Anfang wurde mit allen Arten von Abhärtungen und Entbehrungen gemacht; sie wurde in strengen Winter-Tagen mit bloßen Füßen in den Schnee hinausgeschickt und mußte stundenlang im Hofe verweilen; Hut, Handschuhe und warme Bekleidung wurden als Luxus verbannt; eine Pferddecke, die auf der Erde ausgebreitet war, diente ihr zum Lager und eine zweite bedeckte sie, ohne ihr im Winter gehörigen Schutz gegen die Kälte zu gewähren; statt des erwarteten Mittagmahls wurde ihr oft ein Fasten verordnet und Abends und Morgens ihr überdies die Nahrung so karg zugemessen, daß sie oft den grimmigsten Hunger fühlte. Doch nicht nur ihr Körper sollte abgehärtet, sondern auch ihr Geist sollte es werden. So sperrte ihr Peiniger sie oft bei einem heftigen Gewitter in einem am Ende des großen Gartens gelegenen Lusthause – man wohnte in einer der Vorstädte Hamburgs – ein, weil sie sich einmal bei einem überaus heftigen Donnerschlag erschrocken gezeigt hatte. Ein ander Mal mußte sie jeden Abend spät und nachdem es völlig dunkel geworden war, durch den Garten und das am Ende desselben befindliche kleine Gehölz gehen, um eine mit Fleiß von dem Onkel im Lusthause gelassene Sache zu holen, und dies geschah, weil sie an einem Abend ein Geschrei erhoben hatte, indem sie einen Kerl, wahrscheinlich den Liebhaber der Dienstmagd, über die Planke steigen sah. Dies wurde ihr als Furcht ausgelegt, und Furcht durfte Emil II., obschon nur ein schwaches Mädchen, nicht zeigen.

Wieder zu andern Zeiten wurde sie, mit der großen silbernen Uhr des Onkels in der Tasche, allein zur Stadt, in diese große, volkbelebte, ihr völlig unbekannt Stadt, geschickt, um irgend eine Bestellung zu machen, und wehe ihr, wenn sie sich, aus Unkenntnis des Weges verirrt hatte und eine Minute nur später ausblieb, als ihr Peiniger hatte haben wollen! In diesem Falle blieb die Züchtigung nie aus, die, um das Uebermaß ihrer Leiden zu vermehren, auf eine wahrhaft teuflische und alles Gefühl ertödtenden mühseligen Weise an ihr vollzogen wurde. Der Onkel sah dann auf die ihm wieder zugestellte Uhr, deutete mit dem Finger auf die ihr zur Rückkehr bestimmte Zeit, nahm den starken Haselstock, den besten Gehülfen seiner Erziehungs-Methode, aus dem Winkel, bot Clementinen mit französischer Höflichkeit den Arm und führte sie in das Gehölz hinab, wo er sie so lange schlug, bis sie – *nicht* mehr schrie und weinte. Sie gelangte endlich wirklich dahin, diese unmenschliche Behandlung zu ertragen, ohne einen Laut von sich zu geben, noch eine Thräne zu vergießen.¹⁰

Ihr Widerstand ist, echt romantisch, die Flucht in die Fantasie und in die Literatur. Drei Bücher stehen ihr zur Verfügung, die sie immer wieder liest, zwei Kinderbücher und Gottfried August Bürgers Gedichte. Bald beginnt sie selber Gedichte zu schreiben, als erstes eine Antwort auf das Bürgersche ‚Heloise an Abälard‘ mit

dem Titel ‚Abälard an Heloise‘, und in der Freude über die literarische Produktion „war ihr die Einsamkeit keine Plage, keine Qual mehr“.¹¹ Papiermangel zwingt sie allerdings dazu, sparsam mit ihren Versen zu sein, und sie lernt, ihre Gedichte vollkommen fertig im Kopf vorzuformulieren, ehe sie sie aufzeichnet, eine Fähigkeit, die ihr später zustatten kommen wird, wenn sie ganze Bücher in Gedanken konzipiert und dann in ungeheurer Schnelligkeit niederschreibt. Auch ihre (z. T. sehr langen) Briefe zeigen eine flüssige klare Handschrift ohne Zögern oder Absetzen, ohne Korrekturen oder irgendeine erkennbare Arbeit am Text, und auch die Schriftgröße bleibt sich immer gleich, so als ob sie beim ersten Satz schon genau wüßte, womit sie die vier Seiten des Briefbogens zu füllen hätte, und wieviel Platz sie dafür braucht.

Vielleicht war es auch das Märchenhafte, das in Clementinens¹² gegenwärtigem Verhältnisse lag, welches es ihr erträglicher machte, als es ihr sonst gewesen sein würde. Ihre Lage war in der That mit der der verwünschten Prinzessinnen der Märchen, die von einem bösen Zauberer gefangen und eng verwahrt gehalten wurden, zu vergleichen, und ihre lebhaft Phantasie that das Uebrige, das Bild zu vervollständigen. Diese Zeit war vielleicht die productivste ihres Lebens, wenn gleich außer den Gedichten nichts von ihr zu Papier gebracht wurde, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie keins hatte; denn das, was sie von Zeit zu Zeit eroberte, mußte sorgfältig zu den Versen aufgehoben werden, die sie quälten, bis sie sie niedergeschrieben hatte.¹³

Vier Jahre muß sie unter solchen Verhältnissen aushalten, bis endlich die Mutter sie wieder zu sich nimmt. Diese hatte bis dahin als Haushälterin bei einem reichen Kaufmann gedient, doch erst als der ihr einen Heiratsantrag machte, sah sie die Chance, ihre Tochter aus dieser schrecklichen Lage zu befreien, und nahm wohl eher deshalb als aus Liebe an. Infolgedessen war Amalia nun aus der drückendsten Armut in den unermeßlichen Reichtum katapultiert, den ein hanseatischer Patrizierhaushalt um 1800 aufbieten konnte. Sie hat es der Mutter nicht gedankt, für sie war diese zweite Heirat ein Verrat am überschwenglich verehrten Vater, und sie weigerte sich hartnäckig, den Stiefvater mit ‚Vater‘ anzureden.

Die Leidenszeit bei dem Onkel hatte sie frühzeitig erwachsen gemacht und, statt sie zu zerbrechen, ihr Selbstbewußtsein nur um so mehr gestärkt. Das zeigte sich, als nach wenigen Jahren des Wohllebens der Stiefvater verarmte – es war das Jahr 1806, Ham-

burg wurde von den Franzosen besetzt und in das System der napoleonischen Kontinental Sperre eingegliedert, für eine Handelsstadt, die traditionell mit England verbunden war, eine Katastrophe. Ohne jemanden zu fragen besorgte sich die eben 15jährige Amalia eine Stelle als Hauslehrerin und erklärte den bestürzten Eltern, sie werde von nun an für sich selbst sorgen. – Und sie konnte es!

Einige Zeit vor der finanziellen Katastrophe des Stiefvaters, noch nicht ganz vierzehn Jahre alt, lernte sie ihren späteren Ehemann kennen, den vier Jahre älteren Friedrich Heinrich Schuppe (erst nach ihrer Heirat wurde der Name in Schoppe geändert¹⁴), und wurde bald, mehr irritiert als geschmeichelt, gewahr, daß der junge Mann in hellen Flammen für sie brannte. Nachdem die Familie verarmt war, wurde sein Werben sogar noch eifriger, fordernder und aggressiver, denn nun war er nicht mehr dem Verdacht ausgesetzt, nur eine gute Partie machen zu wollen.

Liebte sie ihn wieder? – Ich glaube diese Frage, sobald sie auf's Gewissen gethan wird, *verneinen* zu müssen, und die Folge wird zeigen, daß sie sich über die Art der Theilnahme, die sie ihm weihte, zu ihrem unaussprechlichen Unglück, selbst täuschte, und er, der ganz Gluth, ganz Leidenschaft war, ihr in der Heftigkeit seiner Gefühle weit mehr Mitleid, denn wahre Neigung einflößte. Zu diesem Mitleid gesellte sich späterhin auch noch die Furcht: ja sie fürchtete diesen jungen Mann, dessen nahe an Wahnsinn grenzende Leidenschaft ihn sogar dazu bewog, einen Selbstmord zu versuchen, als er bei einer Gelegenheit einen Andern bevorzugt glaubte und sich so allen Qualen der Eifersucht preis gegeben sah.¹⁵

Nein, sie liebte ihn nicht, aber sie gab schließlich seinem massiven Drängen nach und verlobte sich heimlich mit ihm, eine Verbindung, die nach damaligem Verständnis und ihrem eigenen protestantischen Pflicht-Ethos genauso fest und unlösbar war wie eine wirkliche Ehe, so daß sie sich selbst dann, als sie sich einige Jahre später ernsthaft verliebte (in wen, hat sie allerdings pietätvoll verschwiegen), diese Liebe glaubte unterdrücken zu müssen zugunsten einer Verbindung, die sie selbst immer nur als ein Unglück bezeichnet hat. Es fällt schwer, sich in eine Zeit und eine Moral hineinzusetzen, die ein junges Mädchen zwingt, sehenden Auges in ihr Verderben zu rennen, aber es war eben die Moral einer Männerwelt, die es den Frauen unmöglich machte, eine selbständige Entscheidung zu treffen, umso mehr, wenn sie diese Moral

schon völlig verinnerlicht hatten und sich gleichsam gezwungen sahen, der richtigen Gesinnung wegen das Falsche zu tun – ebenso wie es später Hebbels Klara in *Maria Magdalena* tun wird.

IV.

Die Romantik ist eine ausgesprochen gesellige Dichtung, sie entsteht an bestimmten Orten aus bestimmten Freundeskreisen, und es ist diese Geselligkeit, dieser Umgang freundschaftlich verwandter Geister, die den Initialfunken zündet und eine Bewegung in Gang setzt, die auch dann noch weitertreibt, wenn die Freundschaften sich schon gelockert haben und jeder seine eigenen Wege geht. Daher kommt es, daß man die Romantik meistens nach Orten oder Landschaften bezeichnet, an denen diese Freundeskreise sich konstituiert haben. So gibt es die Jenaer Romantik um Novalis und die Brüder Schlegel, einige Jahre später die Heidelberger Romantik um Arnim, Brentano und Eichendorff, eine Berliner Romantik sogar in zwei Generationen, nämlich kurz vor 1800 in Gestalt der Jugendfreude Tieck und Wackenroder, und ca. 15 Jahre später um E.T.A. Hoffmann, Chamisso und Varnhagen, ganz abgesehen von den Salons der Rahel und Henriette Herz. Schließlich bildet sich in Tübingen die schwäbische Romantik, deren Keimzelle die Freundschaft zwischen Ludwig Uhland und Justinus Kerner war.

Eine Hamburger Romantik hat es nicht gegeben, und das ist auch schwer vorstellbar bei dem nüchternen und gänzlich unpoetischen Charakter der Handelsstadt, wo bestenfalls noch der Geist des 1803 verstorbenen Klopstock umging. Dennoch hat auch die Hansestadt zumindest einen kurzen romantischen Sommer erlebt. Der aus dem schwäbischen Ludwigsburg stammende Justinus Kerner hatte eben sein Medizinstudium beendet und kam im Mai 1809 nach Hamburg, um bei seinem Bruder Georg, der hier als Armenarzt angestellt war, ein Praktikum zu absolvieren. Er lernte dort den gleichaltrigen Assur/Assing kennen und traf Varnhagen wieder, mit dem er sich schon im Jahr zuvor angefreundet hatte. Dieser brachte aus Berlin Adalbert von Chamisso mit und vermittelte die Bekanntschaft zu seiner Schwester Rosa Maria, die wie-

derum ihre um acht Jahre jüngere Freundin Amalia in den Kreis einführte.

Man kann sich leicht vorstellen, wie ein solcher Umgang auf Amalia wirkte. Sie bezeichnete es später als „unaussprechliches Glück, das größte, welches ihr im Leben zu Theil geworden ist“.¹⁶ Sie war Mitglied einer Gruppe junger Menschen, die sich als poetische Widerstandsgruppe gegen eine trostlos prosaische Zeit verstand und in der es die üblichen gesellschaftlichen Barrieren zwischen Stand, Religion, Herkunft und Geschlecht nicht geben sollte: „Man liebte, man hob, man trug, man beförderte einander; man ließ auch nicht das kleinste poetische Blümchen unbeachtet am Wege stehen und flocht Alles in den schönen farbigen Kranz, den man zu winden bemüht war, um die abgestandene Prosa der damaligen Zeit damit zu verdecken.“¹⁷

Amalia war aber nicht nur die Empfangende in diesem Kreis, sie hatte auch selbst etwas zu geben, und mehr als ihr vermutlich bewußt war. Die damals 17jährige muß in ihrer ungewöhnlichen, inneren wie äußeren Unabhängigkeit eine faszinierende Erscheinung gewesen sein, insbesondere für den allem Geheimnisvollen aufgeschlossenen Kerner. „Das Wundermädchen“¹⁸ nennt er sie in seinen Briefen an den daheimgebliebenen Uhland: „Es ist das wunderbarste Wesen, so ich je sah. Sie spricht über Musik, Poesie, Malerei wie ein Gott. Ich kann mir sie nie ohne Novalis denken.“¹⁹ Und ganz ernsthaft macht er Uhland den Vorschlag: „Ich bitte dich, doch die Rosa oder die Amalie zu heiraten. Soll ich nicht schreiben, daß eine oder die andere sich in Tübingen deswegen einfinden soll?“²⁰ Kerner selbst war schon seit langem mit seiner späteren Ehefrau Friederike („das Rickele“, wie sie dann als Gastgeberin des Weinsberger Dichterhauses allgemein genannt wurde) verlobt, aber auch Uhland mochte sich auf eine solche arrangierte Ehe nicht einlassen.

Schließlich wurde Amalia sogar zur poetischen Figur. 1811 erschienen anonym die *Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux*, Kerners poetisierte Beschreibung seiner Reise durch Deutschland im Jahre 1809, sicherlich sein bestes Werk und wohl auch das letzte große Romanexperiment der Romantik. Dort, auf einem Schiff, das den Neckar stromabwärts fährt, treffen wir sie überraschend wieder:

Unter den Mädchen aber war eines, welches mir wegen seiner fremden Mundart und eigenen Wesens bald auffiel.

Es schien kein Landmädchen zu sein wie die andern; es war blau gekleidet und hatte ein schwarzes Band um das lange goldene Haar und die hohe Stirne und war, wie ich nachher erfuhr, von einer Insel der Nordsee [!], kam mir auch nicht anders vor, als wie eine Meerfrau, so ungewöhnlicher Art war es.²¹

Die Identität dieses Mädchens mit Amalia hat Kerner selbst in einem Brief an Uhland bestätigt.²² Das ‚Wundermädchen‘ hat nun einige Auftritte, in denen sie u. a. eine poetische Beschreibung des Meeres liefert (für die Kerner teilweise eine Passage aus einem von Amalias Briefen nutzte²³), verschwindet dann wieder aus der Handlung, und taucht erst am Ende des Buches wieder auf, um dann völlig ins mythisch Überhöhte hinauszuwachsen. In einem verwunschenen Garten in Nürnberg (der eigentlich in Hamburg gewesen war) wird sie zu einer Art Mischung aus antiker Seherin und deutscher Nixe:

In einem der Laubgänge setzten wir uns nieder, da hat das fremde Mädchen mir den Sterbetag all meiner Freunde gesagt, sowie den Tag, an dem der oder jener geboren, und meinen Sterbetag. Schont meiner, sprach ich, indem ich sie freundlich anblickte. Da umschlang sie mich mit einem Arme; mit der Hand des andern aber fuhr sie mir dreimal sanft über die Augen her, die schlossen sich alsbald wie zum magnetischen Schläfe.

Als ich die Augen bald wieder mit Gewalt aufschlug, da sah ich das Mädchen nicht mehr und rief ihr auch vergebens durch den weiten Garten zu. Die Nacht war da, ich stand allein in dem verlassenem Garten. Schauer ergriff mich, und eilend sprang ich durch die dunkeln Laubgänge aus dem Garten ins Freie.

Ein zahlloses Heer von Sternen ging durch den Himmel, und ich fühlte mich nicht mehr allein.

Ich dachte dem fremden Mädchen nach, und der Worte, die sie zu mir gesprochen, und so furchtbar sie auch war, so fing ich doch an, ein stilles Sehnen nach ihr zu fühlen.²⁴

Bald nach Fertigstellung der *Reiseschatten* plante Kerner einen lyrischen Almanach, in dem der Freundeskreis, auch wenn er inzwischen räumlich getrennt war, noch einmal zwischen zwei Buchdeckeln versammelt werden sollte. Uhland übernahm einen Teil der redaktionellen Arbeit, und nachdem man einige allzu blumige Titel verworfen hatte, nannte man das Ganze recht nüchtern ‚Poetischer Almanach für das Jahr 1812‘. Unter den Beiträ-

gern waren, neben einer Reihe heute völlig unbekannter Namen, Chamisso, Fouqué, Hebel, Karl Mayer, Gustav Schwab, Varnhagen und natürlich die beiden Herausgeber. Auch die Hamburger Freundinnen Rosa Maria und Amalia wurden aufgenommen, letztere sogar mit vier Gedichten.

Die romantische Poetik war, im Gegensatz zu der der Weimarer Klassiker, ausgesprochen demokratisch. Während Goethe und Schiller an einer immer diffizileren, elaborierteren Ästhetik feilten und den Dilettanten in ihrem Briefwechsel geradezu zum Feindbild erklärt hatten, um die Kunst zu einem Arkanum zu machen, das nur den wenigen Berufenen zugänglich war, verstanden die Romantiker die Poesie als eine Kraft, die im Grunde jedem innewohnt und nur durch das richtige ‚Zauberwort‘ befreit werden muß.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land. [...]

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchimie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst! [...]

So definiert Uhland die ‚Freie Kunst‘ und sagt der marmornen klassizistischen Ästhetik auf freche, frische Weise den Kampf an, und nach diesem Prinzip verfahren er und Kerner auch bei der Redaktion ihres Almanachs. Der freie Naturlaut war ihnen lieber als das bis ins letzte ausgefeilte Wortkunstwerk, und wenn ein Gedicht poetisch war, dann konnte es ruhig gegen ein paar metrische Regeln verstoßen. In diesem Zusammenhang durften auch

Frauen am Wettstreit der Dichter teilnehmen, die Goethe bekanntlich darauf beschränkt sehen wollte zuzuhören, „wenn kluge Männer sprechen, / Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen“²⁵ und andererseits nichts dagegen hatte, die Dichtungen einer Marianne von Willemer in seinen *West-Östlichen Divan* zu integrieren, ohne ihre Herkunft zu kennzeichnen. Daraus erklärt sich, daß die Romantik eine ganze Reihe schreibender Frauen hervorgebracht hat, die Klassik dagegen kaum eine.

„Ich glaube“, schreibt denn auch Uhland, „daß unser Almanach zum Beweise dienen könnte, daß die Poesie nicht bloß gewissen großen Namen und kunstfertigen Leuten in Deutschland als Monopol angehört, sondern daß sie eine Gottesgabe ist, die in gar manchem deutschen Herzen wohnt, nur daß nicht jeder ein Gewerbe daraus macht“.²⁶ In diesem Sinne hält er es auch mit redaktionellen Eingriffen: „Amaliens *Sprache* und *Sänger* werden dem Almanach wohl anstehen. Das erstere ist durch den ersten Vers etwas unklar, wohl nicht durch Sinn und Gefühl, aber durch die Worte. Doch würde ich nichts verändern, auch nicht einmal durch einige Härten, die sich leicht ändern ließen.“²⁷ Schließlich versteigt sich der spröde, trockene Uhland, von dessen Nüchternheit Hebbel später so enttäuscht war (vgl. WAB 1, 113), sogar zu einem überraschend zweideutigen Kompliment: „Was du mir von Rosa und Amalien mitgeteilt, ist allerdings für den Druck geeignet, aber für den Druck an die Lippen, an und in das Herz.“²⁸

Es blieb dem praktischer veranlagten Varnhagen überlassen, die enthusiastischen Herausgeber auf gewisse objektive Notwendigkeiten und gesellschaftliche Hemmschwellen hinzuweisen, über die auch der freieste romantische Geist nicht hinwegsehen konnte: „Laß mich Dir eines sagen, geliebter Freund! Setze nicht ihren vollen Namen unter ihre Beiträge in Dein Taschenbuch, obgleich sie es zu wollen scheint; schon sie, denn kein Mädchen, das abhängig leben muß, wird darüber ohne Reue bleiben; die Welt ist dumm, und das Dumme regiert in Gestalt des Reichtums und des Ansehens. Das liebe Kind möge doch keine bittere Reue empfinden wegen dieser Schmerzens- und Sehnsuchtsblüten!“²⁹ Zweifellos spielt er auf den Hamburger Geldadel an, in dessen Kreisen Amalia sich als Hauslehrerin verdingen mußte und der auf poetische Herzergüsse nur mit Spott und Unverständnis

reagiert hätte. Im „Poetischen Almanach“ sind ihre Gedichte denn auch nur mit ‚Amalia‘ unterzeichnet.

Amalia selbst hat später gesagt, daß ihr diese ersten Veröffentlichungen im Umkreis der Schwäbischen Romantik „eine unendliche, und eine weit größere Freude gewährten, als alle die zahllosen Bände zusammen, die sie nachher, von einer fast quälenden Productivität getrieben, schrieb und ins Publicum schickte“.³⁰ Der romantische Sommer 1809 hatte sie in die Literatur eingeführt, aber es sollte noch lange dauern, ehe aus dieser Zufallsbekanntschaft eine feste Verbindung und aus der Gelegenheitsdichterin eine Berufsschriftstellerin geworden war.

V.

Seit Ende des Jahres 1806 war Hamburg von den Franzosen besetzt. 1811 wurden Holland und die Nordseegebiete offiziell von Frankreich annektiert. Hamburg war damit eine französische Stadt und Teil des Departements Unterelbe (Bouches-de-l’Elbe). Als Napoleons Grande Armée dann in Rußland vernichtet wurde, begann sich in Deutschland der Widerstand zu regen, und Hamburg war eine der ersten Städte, in denen die Befreiungskriege begannen. Am 24. Februar 1813 kam es zu Tumulten am Millerntor, die die Franzosen mit Gewalt unterdrückten, sich dann aber vor den sich nähernden Russen absetzten. Am 18. März (Hebbels Geburtstag) rückte der russische Kosakenoberst Tettenborn in die Hansestadt ein, konnte sie aber, da er ohne Unterstützung des Haupttheeres agierte, nicht lange halten. Napoleon hatte persönlich die Rückeroberung angeordnet, und den unter dem gefürchteten Marschall Davout anrückenden Franzosen mußte Hamburg sich Ende Mai/Anfang Juni 1813 ergeben. Die Stadt wurde daraufhin zur Festung ausgebaut und noch bis zur Abdankung Napoleons im April 1814 von den Franzosen gehalten.

Angesichts dieser Verhältnisse ist es kein Wunder, daß Amalia aus Hamburg floh und auf ihrer Geburtsinsel Fehmarn Zuflucht suchte, wo ihr Onkel, der Probst Johann Heinrich Hammer, in Burg lebte und ihr nicht nur eine Unterkunft, sondern auch ein Auskommen als Lehrerin bieten konnte. Es gab allerdings noch

einen privaten Grund zur Flucht: Sie hatte am 7. Juli 1813 ihren Sohn Carl Adalbert zur Welt gebracht, unehelich und ungewollt, die Frucht einer Vergewaltigung, wenn man den Satz aus einem Brief an ihre Freundin Rosa Maria richtig deutet, daß „nicht eine Stunde der Lust und der Vergessenheit es ins Dasein setzte, sondern eine körperliche Hinfälligkeit von meiner Seite“.³¹ Nach den damaligen Moralvorstellungen hatte sie keine Möglichkeit, das Kind selbst zu erziehen und mußte es in Hamburg in Pflege zurücklassen. Eine Lehrerin mit einem unehelichen Kind wäre in keinem Ort Deutschlands toleriert worden. Amalia mußte den Kindsvater, ihren langjährigen, seit langem ungeliebten Verlobten Friedrich Heinrich Schuppe, heiraten, wollte sie ihren Sohn zu sich nehmen. Die Ehe wurde am 19. August 1814 in Burg vollzogen – oder vielmehr nicht vollzogen, „denn er hatte mir versprechen müssen, noch die Nacht über den Sund zu gehen, damit in den Augen der Welt unsre Verbindung auch das erschiene, was sie war – nur eine rein geistige, nur eine welche die Redlichkeit und Pflicht gebot“.³² – Daß übrigens niemand sich daran störte, wenn eine eben erst verheiratete Frau plötzlich ein einjähriges Kind vorzuweisen hatte, gehört auch zur Moral (oder Doppelmoral) der Zeit!

Man kann sich leicht denken, daß eine unter solchen Voraussetzungen geschlossene Ehe nur geringe Chancen hat glücklich zu werden – und sie wurde es auch nicht. Amalia zögerte den Moment der Vereinigung so lange wie möglich hinaus und kehrte erst Mitte 1817 nach Hamburg zurück, nur um ihren Mann im Herbst schon wieder zu verlassen: „Was mir herrlich und heilig ist, erscheint ihm lächerlich, meine Freunde, meine Eltern, kurz Alles was ich mit Liebe umfange und hoch halte, ist ihm verhaßt und zuwider, und um mit Einem Worte Euch einen Begriff von meinem jetzigen Elende zu geben, darf ich nur gestehn, daß ich nicht selten einen Anfall von periodischem Wahnsinn an ihm bemerke.“³³ Die Eheleute waren nur gerade lange genug zusammen gewesen, um einen zweiten Sohn zu zeugen, den am 18. Mai 1818 geborenen Julius.

Amalia stand nun auch finanziell allein da und besann sich wieder auf ihre Tätigkeit als Lehrerin. An dieser Stelle muß auf eine Merkwürdigkeit der Überlieferung hingewiesen werden: Seit

dem 19. Jahrhundert ist in nahezu allen Nachschlagewerken, in denen sie überhaupt aufgeführt ist, bis hinauf zur aktuellen Eintragung in *Wikipedia*, nachzulesen, sie habe zusammen mit der Schriftstellerin Fanny Tarnow eine Erziehungsanstalt für Mädchen geleitet. Richtig ist, daß sie das in der Tat versucht hat, dabei aber vollkommenen Schiffbruch erlitten hat – nicht an der Aufgabe als solcher, sondern am Charakter ihrer Teilhaberin.

Fanny Tarnow (1779–1862) war mit Erzählungen wie *Natalie. Ein Beitrag zur Geschichte des weiblichen Herzens* (1812) oder *Thorilde von Adlerstein, oder Frauenherz und Frauenglück. Eine Erzählung aus der großen Welt* (1816) recht bekannt geworden und zog nun von Stadt zu Stadt und von Landgut zu Landgut, um auf Kosten ihrer gutsituierten Bewunderer zu leben, so lange ihr Ruhm anhielt. Sie war unverheiratet geblieben, und das war ihr großes Problem, denn ihre Fantasie ging eine unheilige Allianz mit ihrer sexuellen Frustration ein, mit jedem Mann, der ihr über den Weg lief, begann sie in ihrer Vorstellung eine Affäre, von jedem glaubte sie, er sei ihrer Schönheit verfallen, und selbst die hochseriöse *Allgemeine Deutsche Biographie* weiß zu berichten, daß sie „in jedem neuen Bekannten einen Freier, einen Bewunderer ihrer Person erblickte“ aber jeden durch den „zu schnellen Gang ihrer Liebesintrigen“ abgeschreckt habe – wenn es nicht ihr Aussehen war, das Augenzeugen zufolge dem eines geschminkten Gerippes geglichen habe.³⁴ Ernst Moritz Arndt und Julius Eduard Hitzig gehörten – neben vielen anderen – zu den unwilligen Objekten ihrer Begierde, und letzterer wußte sich ihrer Avancen offenbar nur dadurch zu erwehren, daß er ihr seine Stieftochter zur Erziehung überließ, ein schönes, verwildertes und äußerst sinnliches Mädchen, das er selbst nicht mehr zu bändigen wußte.

Amalia, eingeübt in der Vorstellungswelt der Empfindsamkeit, wonach der gleichgeschlechtliche Freundschaftsbund als höchste Stufe menschlicher Beziehungen anzusehen war, träumte von einem idealisierten Zusammenleben zweier gleichgesinnter Geister, verband damit aber wohl auch die materielle Hoffnung, daß Fanny Tarnows Name ihre Mädchenschule bekannt machen könnte. Mit Geld, daß sie sich von den Assings und anderen Freunden geliehen hatte, richtete sie ihre Schule ein, stellte Fanny – natürlich kostenlos – eine Wohnung zur Verfügung, ließ Werbezettel drucken und

ging mit der ihr eigentümlichen Energie ans Werk. Fanny kam mit Hitzigs Stieftochter nach Hamburg, ließ sich von der guten Gesellschaft bestaunen und bewundern, hatte ihre eingebildeten Liebesaffären, „war der Großsprecherei zugethan und log, daß ihr völlig der Dampf aus dem Halse stieg“,³⁵ und tat nicht das Geringste für das Schulunternehmen, ja arbeitete Amalias Bemühungen sogar entgegen:

Ihr Hochmuth ertrug den Gedanken nicht, Lehrerin zu heißen, denn *sie hatte nie eine einzige Stunde gegeben*, und nun fing sie an, mir zu sagen: wenn ihre Freunde ahneten, daß sie ein Institut habe errichten *wollen*, so würde sie nicht mehr geachtet sein! Denken Sie sich meine Gefühle bei dieser Erklärung; ich stand betäubt und glaubte wahnsinnig zu sein; ach mein Erstaunen ward zum höchsten Schmerz gesteigert, als ich unläugbare Beweise erhielt, sie habe alles gethan, um den Plan zu hintertreiben, auf den ich meine und der Meinigen Existenz begründen mußte! Ich sagte ihr das, und mit der Kälte eines Teufels antwortete sie mir, ich könne ja von der Schriftstellerei leben! Keine Entschuldigung, nicht einmal der kleinste Versuch, minder schlecht zu erscheinen, ward gemacht. Das kam mir aus der Hand, die ich so oft voll Ehrfurcht an meine Lippen gedrückt, von dem Wesen, vor dem ich keinen Gedanken geheim hielt, das zu beglücken die Freude meines Tags, der Traum meiner Nächte gewesen war, an deren Herzen ich so oft lag und die Fehler und Schwächen des eigenen anklagte, sie ihr alle gestehend, damit ich mich bessere und an ihrer Tugend stärke!³⁶

Am Ende fand Amalia sich in ein Gespinnst aus Intrigen eingewoben, aus dem sie sich nur durch eine gewaltsame Trennung freimachen konnte, und mußte noch froh sein, ihre silbernen Löffel behalten zu können – das Leinenzeug hatte Fanny mitgehen lassen! Diese verfügte sich dann weiter nach Dresden, wo sie mit der Schriftstellerin Helmina von Chézy eine ähnliche „Seelenfreundschaft“ einging, die kurz darauf auf ähnliche Weise in die Brüche ging. Das hatte zur Folge, daß Helmina mit Amalia Kontakt aufnahm und diese in langen Briefen von den überstandenen Leiden berichtete – der Beginn einer 25 Jahre währenden Brieffreundschaft.

Amalias Versuch, sich mit einer Privatschule selbständig zu machen, war gescheitert und ließ sie mit nichts als Schulden zurück. Sie richtete einen verzweifelten Brief an Kerner mit der Bitte, ihr in Schwaben eine Stellung zu verschaffen,³⁷ aber Kerner, der inzwischen sein ‚Rickele‘ geheiratet hatte und als Amtsarzt in Weinsberg installiert war, konnte oder wollte ihr nicht helfen. In

dieser Situation versöhnte sie sich wieder mit ihrem Mann. Sie selbst sah es als eine Rückkehr „zur Natur, zu den natürlichen Pflichten des Lebens“³⁸ und lieferte hymnische Beschreibungen ihres neuen Eheglücks, die fast ein bißchen zu schön klingen um wahr zu sein. Im Ganzen mag es aber auch Resignation gewesen sein, die sie zu ihrem Mann zurücktrieb.

Immerhin, diesmal halten die Ehepartner es mindestens ein Jahr miteinander aus und sind auf jeden Fall noch zusammen, als der dritte Sohn Alphons am 17. Februar 1821 geboren wird. Über das weitere Schicksal ihrer Ehe hat Amalia rückblickend geschrieben:

Die Kriegsjahre 13–14 raubten mir den Gatten, der mit meiner Bewilligung in den Befreiungskrieg zog. Ich mußte mit dem eben geborenen Carl flüchten, da der Gatte am franz. Gerichtshofe eine angesehene Stelle bekleidet hatte, und jetzt als Feind den Franzosen gegenüberstand. Meine Heimath nahm mich, die Mutter, den Halbbruder und Mariannens Schwester auf; ich ernährte Alle durch Unterrichten. Erst 1817 konnte der Gatte, dessen *Leib* den Gefahren entronnen war, mich und sein Kind zurückrufen – das wilde Kriegsleben hatte mir aber seine Seele entfremdet und ich erkannte ihn nicht wieder! Schrecklich war der Kampf, den der Unglückliche gegen die ihm angebildeten Laster kämpfte, seine Reue, seine Selbstverachtung das Furchtbarste, was ich erlebt habe. Ein feiles Geschöpf gewann endlich sein Herz gänzlich – er verließ mich und unsre drei Kinder, die ich jetzt vom Ertrage meiner Schriften ernährte; später konnte ich ihn noch unterstützen, als er mich um Hülfe bat. Er hat, trotz seiner Verirrungen, nie aufgehört, mich zu lieben, zu achten; seine Buhlerin mußte sogar, seltsam genug, meinen Vornamen annehmen. An seinem 40^{sten} Geburtstage, d 7^{ten} Juli [1829], ging er heiter und glücklich zur Elbe, um, was er im Sommer täglich that, zu baden, und vor den Augen des Knaben, der seine Kleidung am Ufer bewachte, erfaßte ihn ein Krampf und zog ihn in die Tiefe hinab, die ihn nie wieder gab. Seine Maitresse brachte mir die Todesbotschaft. Er hatte ihr an diesem Tage, der zugleich auch der Geburtstag meines verewigen Carls war, ein Fest veranstaltet – war es die Nemesis, die sich ihres Opfers bemächtigt hatte?³⁹

VI.

Bisher war literarische Tätigkeit für Amalia nur eine Liebhaberei gewesen, ganz im Sinne des romantischen ‚Singe, wem Gesang gegeben‘. Jetzt, seit dem Jahr 1820, gezwungen durch ihre finanzielle Situation, beginnt sie systematisch damit, sich eine Karriere

als Schriftstellerin aufzubauen. Der erste Schritt dazu ist, Kontakte zu den angesehensten literarischen Zeitschriften zu knüpfen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erschienen eine Fülle neuer literarisch-kultureller Zeitschriften, teils sehr kurzlebige, teils solche, die über Jahrzehnte hin existierten, wie das *Morgenblatt für gebildete Stände* (ab 1837 für *gebildete Leser*, 1807–1865) und die in direkter Konkurrenz dazu geplante Dresdner *Abend-Zeitung* (latinisiert *Vespertina* genannt, 1817–1857). Diese neuen Zeitschriften hatten einen ständigen Bedarf an Textmaterial, boten Autoren neue Verdienstmöglichkeiten und halfen so, den Beruf des freien Schriftstellers zu etablieren. Auch schreibenden Frauen eröffneten sich dadurch neue Wege, die ihnen andernfalls wohl noch lange verschlossen geblieben wären. Eine Zeitung wie das *Morgenblatt* erschien täglich (außer Sonntags) mit vier Seiten, von denen 2½–3 Seiten Gedichte, Erzählungen und kulturhistorische Aufsätze boten, während der Rest mit Korrespondenznachrichten aufgefüllt wurde, die schon durch die kleinere Schrifttype als weniger wichtig gekennzeichnet waren. Diese ‚Correspondenzen‘ berichteten aus jeweils einer Stadt über Themen aus Kultur, Wissenschaft, Handel und Wandel, Festen, prominenten Persönlichkeiten und Curiosa aller Art, ein journalistischer Mischmasch, der alles außer Politik enthielt (politische Blätter brauchten eine besondere Lizenz und unterstanden besonderer – besonders scharfer – Zensur). Sie waren bei den Autoren nicht beliebt, sicherten ihnen aber zumindest ein einigermaßen regelmäßiges Einkommen.

Auch Amalia begann mit solchen Korrespondenzen, war aber im Laufe der Zeit bemüht, davon abzukommen, denn erstens war es mehr eine kompilatorische Fleißarbeit als literarische Tätigkeit, zweitens war journalistisches Arbeiten unter den Bedingungen einer strikten Zensur kein Vergnügen, und drittens war es nicht so gut bezahlt wie belletristische Beiträge. So arbeitete sie sich denn allmählich hoch zu längeren Erzählungen in Zeitschriften, Almanachen und Taschenbüchern bis hin zu selbständigen Buchpublikationen. 1823 erschien die erste Jugendschrift, 1824 der erste Roman:

Bald, meine Theure, hoffe ich, mich von den Correspondenz-Arbeiten ganz frei gemacht zu haben; sie eckeln mich an, aber noch muß ich das Joch tragen. Wenn mein Roman Glück macht, schreibe ich nichts anderes mehr; ein Dutzend liegen schon in meinem Kopfe fertig; ein zweiter in zwei

Theilen ist bis auf wenige Bogen auch schon geschrieben, und ein dritter drängt und treibt mich so, daß ich fast nicht davor schlafen kann.⁴⁰

Damit beginnt eine unaufhörliche literarische Tätigkeit, die über das nächste Vierteljahrhundert hinweg Buch um Buch hervorbringt, Romane, Erzählungen, Jugendschriften, Sachbücher, dazu Mitarbeit an einigen dutzend Periodika sowie die Herausgabe zweier eigener Zeitschriften, der *Neuen Pariser Modeblätter* (1827–1845) und der *Iduna* (1831–1837), und bald konnte sie mit berechtigtem Stolz darauf verweisen, ihre Familie allein mit dem Ertrag ihrer Schriften zu ernähren.

Die Literatur von Frauen nahm in dieser Zeit einen großen Aufschwung, bedingt einerseits durch den Lesehunger des Publikums, der von männlichen Schriftstellern allein nicht mehr zu sättigen war, und durch neue Publikationsmöglichkeiten andererseits, die dadurch entstanden. Und da weibliche Leser ihre Lektürebedürfnisse eher durch Schriftstellerinnen befriedigt sahen, konnten diese nun auch freier auftreten. Die Autorinnen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts wie Sophie von La Roche, Dorothea Schlegel oder Benedikte Naubert hatten noch weitgehend pseudonym oder anonym veröffentlicht, und waren oft auf die Protektion männlicher Kollegen angewiesen. Amalia Schoppe gehörte zur ersten Generation von Schriftstellerinnen, die unter vollem Namen publizierten und keine Empfehlungsschreiben männlicherseits mehr brauchten, um Verleger zu finden.

Andererseits war und blieb die Frauenschriftstellerei das ganze 19. Jahrhundert hindurch eine Art Ghetto, ein Bereich der Literatur, der von vornherein als minderwertig betrachtet wurde und in dem die Gesetze der Ästhetik und Kritik nur eingeschränkt galten. Selbst das Lob: ‚Sie schreibt gut‘ beinhaltete ungesagt immer den Zusatz ‚für eine Frau‘. Justinus Kerner etwa machte keinen Hehl daraus, daß er keins von Amalias Büchern gelesen hatte, und bemerkte gönnerhaft: „Die 200 Bände, die sie schon geschrieben hat, muß man ihr nicht übel nehmen, zumal sie dadurch das Kochen nicht verlernte.“⁴¹ Daß sich solche nicht nur allgemein, sondern auch von Freunden offen geäußerten Ansichten natürlich ungünstig auf das eigene Selbstbewußtsein auswirkten, kann man sich denken, und so findet man bei Amalia ein ständiges Schwanken zwischen dem Stolz auf das Geleistete und dem demütigenden

Gefühl, minderwertige Arbeit in einer minderwertigen Gattung zu leisten:

Deine Freundin ist nun einmal im Gange, und wie die Bücherverleiher sagen, eine Lieblingsschriftstellerin der lesenden *Frauenwelt*; das will leider aber sehr wenig sagen, denn schreibe sie gut, so würden die Männer es auch lesen mögen. Aber es wird ja so viel Papier mit Tinte und Druckschwärze beschmutzt, warum sollte ich denn nicht die Vortheile genießen, die mir die Gunst der Lesewelt gewährt? Und die Kinder müssen doch auch Brod haben!⁴²

Daß die Romane der Amalia Schoppe billige Unterhaltungsware sind, die erkennbar mit der heißen Nadel zusammengestrickt wurden, ist unbezweifelbar richtig. Liest man dagegen ihre deutlich besser geschriebenen Briefe, dann fragt man sich, warum sie die Fähigkeiten, die sie hier zeigt, nicht auch in ihren Büchern einzusetzen vermochte, warum also Wollen und Können so deutlich auseinanderklafft. Die Antwort liegt wohl in den Zwängen, die der Frauenschriftstellerei auferlegt waren, nicht nur dem Zwang unterhaltsam, sondern auch dem, ‚wie eine Frau‘ schreiben zu müssen. Was das bedeutet, hat sie selbst in einem Moment der Frustration so ausgedrückt:

Mein ‚Leonhard‘ hat mir viele Mühe gekostet, ihn erbärmlich zu machen; ich hatte das Buch ganz fertig, es war gut, gefiel mir, aber ich wußte, daß es dem Publicum, d.h. dem, wovon ich *leben muß*, im höchsten Grade mißfallen würde, denn wild tobten alle Stürme der Leidenschaft darin – ich hatte mich nicht gescheut, Leonhard, der von Natur ein begabter, edler Mensch war, so tief sinken zu lassen, daß er systematisch ein ihn liebendes Mädchen verführte, tödtete durch Gram, denn durch die Gewalt unerhörter Leiden war jeder Wunsch nach Tugend in ihm erstorben; er stand, eine Giftpflanze, auf den eingesunkenen Trümmern seines ganzen Erdenglücks da, er wollte und konnte nichts mehr, als über die Menschheit hohnlachen und sich über das Elend derselben freuen; aber ich hielt trotz dem jeden Zug geistiger Gemeinheit von ihm fern und wie ein gefallener, zerschmetterter, vom Himmel herabgeschleudertes Engel stand er da. Mit Sorgfalt hatte ich das Bild ausgemalt, mit Besonnenheit jeden Pinselstrich daran gemacht; kurz, es war ein gutes Buch für Sie, für einige Wenige, für mich selbst; aber eine *Frau* durfte es nicht geschrieben haben – und so steckte ich mein Manuscript geduldig in’s Feuer und schrieb ein anderes; was nun daraus geworden ist, werden Sie selbst sehen: ein ganz gewöhnliches Buch, das aber viel gelesen werden wird, denn der Schluß deutet auf Zacharias Werner hin, an den man sich leicht dabei erinnern wird. Da sehen Sie, das ist der Fluch, der auf Frau-

enschriftstellerei ruht! Von diesen Dornen einer solchen Laufbahn haben Sie – danken Sie dem Geschick! – keinen Begriff; denn Sie sind ein Mann.⁴³

In Momenten des Übermuts hat sie aber auch mit der eigenen Berühmtheit und ihrer Rolle als schreibender Frau (die darüber das Kochen nicht verlernt hat, um mit Kerner zu sprechen) ihren Scherz getrieben, etwa wenn sie 1837 von einem Aufenthalt in Ratzeburg berichtet:

Die Abende waren dann der Geselligkeit geweiht, und ich, denke Dir mein Grauen! ich durfte selbst eine Gesellschaft von 50 und mehr Personen, die mir zu Ehren von einer reichen Wittve veranstaltet worden war, nicht ausschlagen. Man wollte die Vielschreibende sehen, und so drängte und quälte man so lange, bis ich endlich nachgab. Ich habe mich aber für diese Genuß-Qual gerächt, indem ich, von deren Lippen man gewiß die allerschönsten und sentimentalsten Worte zu vernehmen gehofft hatte, eine Whist-Partie mit einem alten General, einer interessanten, an einen alten Kammerherrn verheiratheten Frau von Linstom (eine Stuttgarterin von Geburt, die Tochter eines Ministers von der Lüh) und einer dritten vornehmen Person, deren Namen ich vergessen habe, annahm, und, zu aller Erstaunen, gut spielte. Bei Tische redete ich von der Kunst des Einmachens und gab Unterricht im Kochen der berühmten Hamburger Aal-Suppe, wovon ich am folgenden Tage mehre Recepte ausschreiben mußte; Gott gebe nur, daß sie gelinge, denn sonst wird's um mein Renomee in Ratzeburg geschehen sein, da ich nichts von mir gegeben, als Koch-Vorschriften.⁴⁴

Am Ende ihrer schriftstellerischen Karriere stellt sie jedoch in dem Bewußtsein, den Normen der Unterhaltungsliteratur mehr gehorcht zu haben als ihren eigentlichen Talenten und Fähigkeiten, eine durchaus bittere Bilanz:

Was das, was ich lit. geschaffen habe, *werth* ist, weiß ich besser, als irgend Einer: für die Welt gar nichts! An Ideen fehlte es mir nicht; noch weniger an Erfindungsgabe; aber es erging mir wie dem Uhland'schen Schäfer auf des Königs Grabe: ich konnte nie über die erste Strophe hinaus. Es ist dieser Mangel so tief in meinem innersten Wesen – in meiner unüberwindlichen Schüchternheit – begründet, daß ich, wenn ich das Beste und Gescheidteste denke, es doch aus Furcht nicht nieder zu schreiben wage, daß es Abgeschmacktheiten sein könnten. Tausendmal begegnet es mir, z.B. bei den Schriften der Sand,⁴⁵ daß ich mir sage: Das hast Du ja auch eben so empfunden und gedacht; weshalb schriebst Du es denn nicht? So habe ich das seltsame Schicksal erleben müssen, bei einer seltenen Kraft der Phantasie und Erfindungsgabe und einem sehr gereiften kritischen Verstande, außerdem im Besitze aller technischen Mittel und voll Sinn für die wirklichen Schönheiten anderer Autoren – für den lesenden Plebs zu schreiben!⁴⁶

Oder um es noch einmal in den Worten Otilie Assings zu sagen: „Keines ihrer Werke kann jedoch für einen einigermaßen vollständigen Ausdruck ihres Wesens gelten oder nur eine richtige Vorstellung desselben erwecken.“⁴⁷

VII.

Zu Beginn der 1840er Jahre häuften sich in Amalias Leben die Schicksalsschläge. Schon der Tod ihres ältesten Sohnes Carl, der in der Neujahrsnacht 1833 mit 19 Jahren an der galoppierenden Schwindsucht starb, hatte das Fundament ihres Lebens stark erschüttert. Es folgte einige Jahre später der Bruch mit ihrem zweiten Sohn Julius, der ein haltloses Lotterleben führte und schließlich nach Java verschwand, wo er 1847 an einem Fieber starb. Ihre Freundin Rosa Maria Assing stirbt am 22. Januar 1840, und der Versuch, den untröstlichen Witwer zu trösten, erweist sich als vergeblich: „Er kömmt fast täglich zu mir heraus, dann weinen wir mit einander; was sollten wir sonst thun?“⁴⁸ Der völlig gebrochene Assing lebt, oder vielmehr vegetiert noch zwei Jahre, ehe er seiner Frau nachstirbt. Der Streit mit Hebbel erscheint in diesem Zusammenhang fast wie eine Bagatelle, war auf jeden Fall nicht mehr als ein Tropfen im Leidenskelch.

Der Umzug nach Jena im April 1842, wenige Wochen vor dem großen Hamburger Brand, war denn auch mehr eine Flucht vor den Problemen in Hamburg. Zunächst ergeht es ihr sehr gut, sie wohnt im Haus Louise von Knebels, der Witwe von Goethes ‚Urfreund‘ Carl Ludwig von Knebel, hat Umgang mit Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen und mit den Professoren der Jenaer Universität, und ihr Drama *Donatien* wird 1844 am Weimarer Hoftheater aufgeführt. Doch dem Unglück kann man nicht davonlaufen: 1843 sterben kurz nacheinander ihre Mutter und ihre engste Freundin, die Schriftstellerin Lina Reinhardt, beide von ihr bis zum Ende gepflegt.

Dann kommt 1844 die Nachricht, daß ihr jüngster Sohn Alphons in Hamburg wegen Unterschlagungen verhaftet wurde. Der Sohn einer der bekanntesten Jugendschriftstellerinnen Deutschlands ein Verbrecher! Die Nachricht geht durch alle Zei-

tungen und erreicht auf diese Weise sogar Hebbel in Paris: „Eben hatte ich, in der Maria Magdalena, ein fürchterliches Familien-Zerwürfniß dargestellt und nun mußte sie es in gesteigertem Grade erleben!“ (WAB 1, 967)

Amalia selbst ist am Boden zerstört: „Ich bin auf einen verlorenen Posten gestellt worden; bin von Gefahren und Schmerzen umdrängt; die Blüten und Blätter meines Lebensbaumes sind versengt, verdorrt, vom Winde zur Erde geweht“, klagt sie Justinus Kerner.⁴⁹ Dieser lädt sie in sein Haus nach Weinsberg ein, und sie reist im Mai 1844 dorthin, um im Kreise der alten Freunde Trost und Frieden zu finden.

Statt dessen trifft sie auf eine völlig zerstrittene Familie und ein Dichterhaus im Ausnahmezustand. Gerade hatte man entdeckt, daß Kerners Sohn Theobald eine Affäre mit der Frau des württembergischen Kriegsministers, des Barons von Hügel, hatte. Diese Marie von Hügel war ein bevorzugtes Mitglied des Weinsberger Kreises gewesen und dort unter dem Spitznamen ‚das Wickelkind‘ bekannt – was sie aber offensichtlich nicht mehr war. Seine Schwiegersöhne bestürmten Kerner, die beiden ‚Sünder‘ zu verstoßen (anscheinend fürchteten sie um Kerners Einfluß am württembergischen Hof), und wie es in solchen Fällen immer ist fühlten sich auch noch viele andere aus Kerners weitläufigem Freundes- und Bekanntenkreis berufen, Salz in die Wunden zu streuen, so daß das sonst in ganz Deutschland für seine idyllische schwäbische Gastlichkeit und Gemütlichkeit berühmte Kernerhaus momentan eher einem Wespennest glich.

Man sollte meinen, daß die innerlich erschöpfte Amalia dieses Haus der Zwietracht sofort geflohen wäre, aber anscheinend waren die Probleme anderer genau das Mittel, das sie brauchte, um die eigenen zu vergessen. Wäre dies einer ihrer eigenen Romane gewesen, hätten die Liebenden sich in lebenslanger Reue und stiller Entsagung üben müssen, möglichst an einem abgelegenen Ort weitab von allen Menschen. In der Realität ging sie aber sehr viel pragmatischer vor:

Mein Aufenthalt zu Weinsberg wurde besonders dadurch zum Segen für uns Alle, daß es mir gelang, Frieden zwischen Theobald, seiner Geliebten, der Frau v. Hügel, und seinen Geschwistern zu stiften, zu welchem Zwecke ich von W. aus mehre Reisen machen mußte. Ich fand Alles in der heillossten Verwirrung und sowohl Eltern als Kinder völlig rathlos und so gegen

einander aufgebracht, daß die Verwirrung nicht zu lösen schien. Trotz dem glückte mir das und Alle erfreuen sich jetzt der schönsten Ruhe und eines würdigen Glücks. Man nennt mich dort die Herzens-Diplomatin, ein Titel, der mir Freude macht.⁵⁰

Justinus Kerner war damals vor allem durch zwei Dinge deutschlandweit bekannt: Zum einen durch die wirklich einzigartige Gastfreiheit seines Hauses, das fast allen Dichtern und Intellektuellen dieser Zeit wenigstens einmal Quartier gewährt hat. Zum anderen durch die okkultistischen Forschungen des Hausherrn, der sich mit magnetischen Kuren, Tischerücken und der Geisterwelt im allgemeinen beschäftigte und 1829 mit der *Seherin von Prevorst* eines der frühen Hauptwerke der Parapsychologie veröffentlicht hatte.

Amalia andererseits hatte in ihrer Jugend zwar auch das romantische Interesse an den ‚Nachtseiten der Natur‘ geteilt, war aber im Kern doch aufgeklärte Rationalistin und allen Spielarten des Mystizismus abhold – was ihr den Aufenthalt in Weinsberg denn auch etwas verleidete: „Er [Kerner] wollte, ich sollte für immer bei ihm bleiben; allein Weinsberg ist ein finstres, abscheuliches Nest, voller Kretins, Simpel und Hexen; ich möchte dort, trotz der Aeolsharfen im Thurm, nicht begraben liegen. Oft faßte ich nach meinem Verstande, um zu erforschen, ob er mir nicht abhanden gekommen wäre.“⁵¹

Stattdessen kehrte sie 1845 nach Hamburg zurück und versöhnte sich wieder mit ihrem Sohn Alphons, der noch bis 1850 in Haft blieb. In diesen Jahren unmittelbar vor der Märzrevolution von 1848 werden ihre Briefe im Stil deutlich realistischer, im Tonfall spöttischer und sarkastischer, im Inhalt politischer. So schreibt sie etwa schon 1845 über Friedrich Wilhelm IV. von Preußen:

Daß man dem Könige von Preußen, seinem starren Trotze zum Trotz, jetzt doch eine Constitution abpochen werde, scheint mir gewiß; lieber wäre es mir, er gäbe sie nicht, weil Alle dadurch gewinnen würden, wenn es einmal drunter und drüber ginge. Daß so ein Gauckler selbst dazu beitragen muß, die Zeit vom Nothwendigen zu entbinden! Je trotziger, je tyrannischer, je lächerlicher er sich geberdet, je lieber ist er mir; die Eiterbeule entleert sich erst dann ihres giftigen Inhalts, wenn sie recht angeschwollen ist, wenn es recht darin klopft und sticht. Mir wäre aus diesem Grunde ein mittelmäßiger König von Preußen in unserer Zeit gar nicht recht gewesen, weil er den Ausbruch, die allgemeine Genesung, verzögert haben würde.⁵²

Als es dann wirklich ‚drunter und drüber‘ ging und im März 1848 revolutionäre Ereignisse ganz Deutschland erschütterten, fühlte sie sich ganz in ihrem Element. Noch im März beginnt sie wieder ihre Korrespondenzen für das *Morgenblatt* und schreibt laufend über die politischen Ereignisse in Hamburg, wobei sie ihre demokratische Position auch dann noch beibehält, als 1849 die revolutionäre Bewegung allgemein auf dem Rückzug ist und andere Korrespondenten schon jubelnd die Reaktion begrüßen. Mit dem erzreaktionären Kerner kam es darüber fast zum Bruch, als dieser 1848 Hamburg besuchte:

Im Laufe des Sommers besuchte mich mein Justinus Kerner mit seinem Rikle. Er machte aber in seiner Verwitterung [!] und Devotion vor Adel und Fürstlichkeit einen traurigen Eindruck auf mich. Die neue Zeit mit Allem, was sie der Menschheit gebracht hat und noch bringen wird, ist ihm ein Gräuel; er dichtet Loblieder auf den Erz. Johann, auf Radetzky und Windisch-Grätz und erklärte alle Liberale für ‚Lumpehunde!‘ – Er stand wie ein unauflösbares Räthsel vor mir und an eine Verständigung war zwischen uns nicht zu denken; auch schwieg ich gänzlich und ließ ihn schelten und schwatzen. Ein solcher Vater hat nun einen ganz demokratischen Sohn, der sich sogar nach Zeitungsnachrichten, dem Struveschen Zuge angeschlossen; auch weinte Kerner bitter über diesen Sohn und sagte: ‚Der Theobald ist eben ein solcher Revolutions-Narr wie Du!‘ womit er mir überdies zu nahe tritt, da ich mich zwar zu den Liberalen, aber nicht zu der die Republik à tout prise Erstrebenden zähle, eben weil ich weiß, daß Deutschland noch nicht reif genug dafür ist.⁵³

In früheren Zeiten hatte sie sich manchmal gewünscht, „den Weiberrock abzulegen und à la Christine von Schweden mit Sporen und Reitgerte einherzutragen, um mit Diesem und Jenem anzubinden“.⁵⁴ Letzten Endes war sie vor einer so radikal emanzipatorischen Haltung immer zurückgeschreckt und sah auch in der Revolution die Rolle der Frauen darauf beschränkt, bestenfalls hinter den Kulissen tätig zu werden: „Gleich den Vestalinnen sollen wir Frauen das heilige Feuer der Freiheit in verschlossenen Tempeln hüten, nicht auf offenem Markte uns den Blicken des Pöbels preisgeben.“⁵⁵

Nach dem Scheitern der Revolution war ihre Energie aber keineswegs erschöpft. Sie schloß sich dem ‚Frauenverein für Armenpflege‘ und ihrer Gründerin Charlotte Paulsen an (nach der heute noch ein Gymnasium in Hamburg-Wandsbek benannt ist), war mit an den Planungen für die ‚Hochschule für das weibliche Ge-

schlecht' beteiligt, ein damals einzigartiges Projekt einer höheren weiblichen Bildungsanstalt, das nur kurz Bestand, aber eine Pilotfunktion für die Zukunft hatte, und beteiligte sich eifrig und unter eigenem körperlichen Einsatz an allen philanthropischen Bestrebungen des Vereins:

Wir vergeuden keine Zeit; wir haben dem Putze, der großen Gesellschaft, jeder Tändelei entsagt, um unsern Menschenbrüdern unsere Dienste weihen zu können. So würden Sie mich, eine den Sechzigigen [!] nahe Frau, als Armenpflegerin eines ½ Stunde umfassenden Districts, jedem Wetter trotzend, gewiß mit Freuden in die Höhlen der Armuth, des Lasters selbst, gehen sehen, um Trost, Hülfe, Rettung dahin zu bringen, wohin sich vielleicht Männer kaum wagen würden, und der Segen bleibt nicht aus! Andere aber unter uns thun noch viel mehr, bringen sogar einen bedeutenden Theil ihres Vermögens der Menschenliebe zum Opfer dar!⁵⁶

Im Herbst 1850 wird Alphons Schoppe aus der Haft entlassen und besteigt das erste Schiff nach Amerika, um dort ein neues Leben zu beginnen. Ein Dreivierteljahr später folgt seine Mutter ihm nach. Ihre Reisebegleiterin ist Charlotte Paulsen, die allerdings nur auf kurze Zeit nach Amerika geht und bald wieder nach Hamburg zurückkehrt. Amalia bleibt noch eine zeitlang in New York:

Ihnen von der Größe und dem Gewühle und Getreibe der Stadt Newyorck einen nur ungefähren Begriff zu geben, würde mir nicht möglich sein. Die Stadt ist so groß, daß man 16 bis 20 englische Meilen fahren kann, ohne ihre äußersten Enden erreicht zu haben; auch fährt man mit einer Eisenbahn von einem Ende zum andern. Die *Vorstadt* Brocklyn ist allein so groß, wie ganz Hamburg mit seinen Vorstädten, und hat jetzt 180,000 Einwohner; die Stadt Newyorck selbst zählt schon über eine Million. Denken Sie sich, daß über 1000 Omnibusse und über 10,000 mit Pferden bespannte Karren beständig in Bewegung sind; außerdem gehen Eisenbahnen und Fahrgelegenheiten nach allen umliegenden Städten und Gegenden *stündlich* von hier ab. Den Hafen mit seinen Schiffscolossen kann man sich nur vorstellen, nachdem man ihn gesehen hat; er enthält mehr Dampfschiffe, als der Hamburger Hafen Schiffe überhaupt, und jene sind so groß, daß sie an 1000 bis 1800 Auswanderer zur Zeit bringen. Es landen hier, während der Sommermonate *wöchentlich* im Durchschnitt 50,000 Einwanderer, wovon immer ein Theil hier bleibt.⁵⁷

Von New York zog sie bald darauf mit ihrem Sohn nach Schenectady im Staate New York, verkehrte mit den Professoren des dortigen *Union College* und bildete einen Kreis befreundeter

Frauen um sich, denen sie, um sich etwas dazuzuverdienen, Unterricht in Deutsch und Französisch gab. Bei ihrer Beerdigung hielt der Präsident des Union College, Eliphalet Nott, die Traueransprache.⁵⁸ Ihre Freunde und Schülerinnen errichteten ihr nach ihrem Tod einen Grabstein, auf dessen Rückseite das Epitaph zu lesen ist, das Hebbel auf deren Bitten einsandte:

Wie von den einzelnen Mühen und Lasten des Lebens im Schlummer,
Ruht sie vom Leben selbst endlich im Tode sich aus.
(W 6, 370, vgl. WAB 3, 713f.).

Nur wenige Tage nach Amalia, am 10. Oktober 1858, starb in Berlin Karl August Varnhagen. Seine Nichte Ottilie Assing, die seit dem Tod ihres Vaters seinen Haushalt geführt hatte, schrieb an Kerner: „Sehr betrübt hat mich auch die Nachricht von dem Tode unserer lieben Amalia Schoppe; wie schwinden die teuren, trauten Gestalten so unwiderbringlich dahin! In unserer Erinnerung wollen wir sie alle bewahren, und wo wir sind, sollen sie immer mit uns sein!“⁵⁹

Dieser Aufsatz benutzt gedrucktes und handschriftliches Material, das im Laufe der letzten Jahre gesammelt wurde und nun zu einer Ausgabe von Amalia Schoppes Briefen und Schriften zusammengestellt wird, die im Herbst dieses Jahres im Aisthesis Verlag Bielefeld erscheinen soll. Die Zitatangaben sind insofern nur als vorläufig zu begreifen.

¹ Karl August Varnhagen von Ense: Tagebücher. Hg. von Ludmilla Assing. Bd. 8. Zürich 1865, S. 259f.

² Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Hg. von Theobald Kerner. 2 Bde. Stuttgart u Leipzig 1897. Bd. 2, S. 360. (im Folgenden zitiert als: Kerner BW)

³ So bei Goedeke Bd. 9, S. 414.

⁴ Ottilie Assing: Amalia Schoppe, geb. Weise. Ein Nekrolog. In: Hamburger Nachrichten vom 18. 12. 1858.

⁵ Varnhagen, Tagebücher Bd. 7, S. 218 (14. Juni 1850).

⁶ Kerner BW 2, S. 338.

⁷ So der volle Name nach dem Geburtseintrag im Kirchenbuch von Burg/Fehmarn.

⁸ An Helmina von Chézy, 24. 12. 1840.

⁹ Amalia Schoppe: Erinnerungen aus meinem Leben. 2 Bde. Altona 1838. Bd. 2, S. 167 f.

¹⁰ Ebd. S. 190–192.

¹¹ Ebd. S. 199.

¹² Clementine ist der Deckname, den sie sich in ihrer fiktionalisierten Autobiographie gegeben hat.

¹³ Ebd. S. 202 f.

¹⁴ Wann genau und von wem der Ehepartner diese Namensänderung vollzogen wurde, läßt sich nicht bestimmen, aber es ist Amalia zuzutrauen, daß sie von ihr ausging (vielleicht in Anlehnung an die Figur des Schoppe aus Jean Pauls *Titan*). Sie schrieb ihren Namen auch stets „Amalia Schoppe geb. Weise“, wie um durch den permanent angehängten Geburtsnamen die Distanz zum angeheirateten Namen zu verdeutlichen. Es scheint daher angemessen, sie hier beim Vornamen „Amalia“ anzureden, ähnlich wie Rahel Varnhagen immer „Rahel“ oder Bettine von Arnim immer „Bettine“ war: Das Weglassen des angeheirateten Nachnamens als Ausdruck der fehlenden Selbstbestimmung der Frau im 19. Jahrhundert.

¹⁵ Ebd. S. 241.

¹⁶ Ebd. S. 256.

¹⁷ Ebd. S. 254f.

¹⁸ Kerner BW 1, S. 92.

¹⁹ Ebd. S. 125.

²⁰ Ebd. S. 140.

²¹ Kerners Werke. Auswahl in sechs Teilen. Hg. von Raimund Pissin. 6 Bde. in 2. Berlin etc.: Bong, o. J. Bd. 3, S. 57 (3. Schattenreihe, 2. Vorstellung).

²² Kerner BW 1, S. 115.

²³ Vgl. Kerners Werke (wie Anm. 21), S. 139 mit Amalias Brief an Kerner vom 14. Juli 1810.

²⁴ Wie Anm. 21, S. 140 (12. Schattenreihe, 3. Vorstellung).

²⁵ Goethe: Torquatto Tasso, V. 116f.

²⁶ Kerner BW 1, S. 295.

²⁷ Ebd. S. 194.

²⁸ Ebd. S. 169.

²⁹ Ebd. S. 179.

³⁰ Wie Anm. 9, S. 255.

³¹ An Rosa Maria Varnhagen, 21. August 1814.

³² Ebd. – In den meisten Nachschlagewerken ist das Jahr 1811 als Datum der Eheschließung angegeben – eine Fehlinformation, die zweifellos auf Amalia selbst zurückgeht, um auf diese Weise die uneheliche Geburt ihres Sohnes zu verschleiern.

³³ An Rosa Maria und David Assing, 3. September 1817.

-
- ³⁴ Vgl. die Schilderung in: Wilhelm Chezy: *Helmina und ihre Söhne*. 2 Bde. Schaffhausen 1863. Bd. 1, S. 210.
- ³⁵ Ebd. S. 213.
- ³⁶ An Helmina von Chézy, 9. Juli 1820.
- ³⁷ Kerner BW 1, S. 500–503.
- ³⁸ An Rosa Maria Assing, ca. Mai 1820.
- ³⁹ An Unbekannt, 8./10. Oktober 1833.
- ⁴⁰ An Helmina von Chézy, 6. Juni 1823.
- ⁴¹ *Letters of Justinus Kerner to Graf Alexander von Württemberg*. Hg. von L. A. Willoughby. Publications of the English Goethe Society. New Series Vol. XIII. London 1938, S. 82.
- ⁴² An Rosa Maria Assing, 7. Dezember 1825.
- ⁴³ An Karl Herloszsohn, 14./21. März 1827.
- ⁴⁴ An Rosa Maria Assing, 20. August 1837.
- ⁴⁵ George Sand (1804–1876), die von Amalia bewunderte französische Schriftstellerin.
- ⁴⁶ An Ludmilla Assing, 28. Januar 1849.
- ⁴⁷ Wie Anm. 4.
- ⁴⁸ An Justinus Kerner, 1. März 1840.
- ⁴⁹ An Justinus Kerner, 14. April 1844.
- ⁵⁰ An Ludmilla Assing, 11. April 1845.
- ⁵¹ An Gustav Klemm, 3. September 1844.
- ⁵² An Gustav Klemm, 3. August 1845.
- ⁵³ An Gustav Klemm, 9./10. November 1848.
- ⁵⁴ An Helmina von Chézy, 5. März 1822.
- ⁵⁵ An Ludmilla Assing, 1. Dezember 1848.
- ⁵⁶ An Hermann Hauff, 10. Dezember 1849.
- ⁵⁷ An Louise von Knebel, 21. Oktober 1851.
- ⁵⁸ Eliphalet Nott (1773–1866) war die unwahrscheinlich lange Dauer von 62 Jahren in diesem Amt, was bis heute ein Rekord in Amerika ist. Amalias Enkelsohn wurde ihm zu Ehren Eliphalet Nott Schoppe getauft. Der Bau des eigentümlichen sechzehneckigen Nott Memorial, das heute noch den Mittelpunkt des Campus bildet, begann in Amalias Todesjahr 1858.
- ⁵⁹ Kerner BW 2, S. 510.